

HANSER

Umberto Eco

Kant und das Schnabeltier

ISBN-10: 3-446-19869-5

ISBN-13: 978-3-446-19869-2

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.hanser.de/978-3-446-19869-2>
sowie im Buchhandel

Vorwort

Was hat Kant mit dem Schnabeltier zu tun? Nichts. Wie wir sehen werden, konnte er auch nichts mit ihm zu tun haben. Und das würde schon genügen, um den Titel und sein Zusammenwerfen scheinbar nicht zusammenpassender Begriffe zu rechtfertigen, das wie eine Huldigung an die uralte Enzyklopädie Borgesschen Angedenkens klingt.

Womit befaßt sich dieses Buch? Mit dem Schnabeltier, mit Katzen, Hunden, Mäusen, Pferden, aber auch mit Stühlen, Tellern, Bäumen, Bergen und anderen Dingen, die wir jeden Tag sehen, und mit den Gründen dafür, daß wir einen Elefanten von einem Schrank unterscheiden (und auch mit denen, weshalb wir unsere Gattin gewöhnlich nicht mit einem Hut verwechseln). Es handelt sich um ein formidables philosophisches Problem, mit dem sich das menschliche Denken seit Platon bis hin zu den modernen kognitiven Psychologen herumgeschlagen hat, und das (wie wir sehen werden) nicht einmal Kant in befriedigender Weise formulieren, geschweige denn lösen konnte. Und jetzt will ausgerechnet ich das versuchen. Das ist der Grund, weshalb die Aufsätze dieses Buches (die in zwölf Monate niedergeschrieben wurden und Themen wieder aufnehmen, die ich - zum Teil in unveröffentlichten Texten - in den letzten Jahren behandelt habe) aus einem Kern quälender theoretischer Probleme entstanden, die zwar zusammenhängen und aufeinander bezogen sind, aber nicht als "Kapitel" eines Buches mit systematischem Anspruch gelesen werden sollen. Daß die verschiedenen Paragraphen zuweilen peinlich genau numeriert und unternumeriert sind, soll nur das schnelle Verweisen von einem Text auf den anderen erleichtern und nicht eine zugrundeliegende Architektur andeuten. Ich spreche auf diesen Seiten zwar über vieles, aber über noch mehr sage ich nichts, ganz einfach deshalb, weil ich darüber keine klaren Vorstellungen habe. Ein gutes Motto für mein Buch wäre darum ein Zitat von Boscoe Pertwee, einem (mir unbekanntem) Autor des 18. Jahrhunderts, das ich bei Gregory (1981: 558) gefunden habe: "Früher war ich unentschieden, aber heute bin ich mir nicht mehr so sicher."

Geschrieben im Zeichen der Unsicherheit und vieler ungelöster Fragen, sind diese Aufsätze aus dem Gefühl entstanden, ich hätte, als ich 1975 *Semiotik* veröffentlichte (worin ich bereits eine Reihe von

Untersuchungen aus der zweiten Hälfte der sechziger Jahre wieder aufnahm und weiterführte), einige Wechsel nur unterschrieben, aber nicht eingelöst. Bei den offenen Rechnungen ging es um das Problem der Bezugnahme, der Ikonizität, der Wahrheit, der Wahrnehmung und um das, was wir heute als die "untere Schwelle" der Semiotik bezeichnen. Im Lauf dieser zweiundzwanzig Jahre stellten mir viele Leute - mündlich oder schriftlich - sehr dringende Fragen, und noch mehr wollten wissen, ob und wann ich eine Neubearbeitung von *Semiotik* schreiben würde. Diese Aufsätze wurden auch geschrieben, um - vielleicht noch mehr mir selber als anderen - zu erklären, warum ich das nicht getan habe.

Das hat hauptsächlich zwei Gründe. Der erste besteht darin, daß - anders als in den sechziger Jahren, wo es noch denkbar erschien, die zerstreuten Teile so vieler semiotischer Forschungen zu einer *summa* zusammenzufügen - dieser Forschungsbereich sich inzwischen derart ausgeweitet hat (und mit den verschiedenen kognitiven Wissenschaften verschmolzen ist), daß jede neue Systematisierung sich als verfrüht herausstellen würde. Wir stehen vor einer expandierenden Galaxie, nicht mehr vor einem Planetensystem, für das die grundlegenden Gleichungen zur Verfügung ständen. Was mir als Zeichen von Erfolg und Gesundheit erscheint. Semiotische Fragestellungen sind in vielen Disziplinen zentral geworden, auch bei jenen, die nicht glaubten oder wußten, daß sie Semiotik betreiben, oder die sich sogar weigerten, dies zu tun. Das war schon zur Zeit von Semiotik der Fall (um nur ein Beispiel anzuführen: Nicht etwa weil sie Bücher über Semiotik gelesen hätten, fingen die Biologen an, vom genetischen "Code" zu sprechen), aber inzwischen hat das Phänomen sich ausgeweitet. Daher scheint es für jemand, der eine Strategie der Vorsicht wählt, auch wenn seine theoretischen Kriterien sehr selektiv sind, ratsam zu sein, eine Art ökumenischer Toleranz zu praktizieren, im Sinne eines großzügigen Missionars, der entscheidet, daß auch der Heide, unabhängig davon, welchen Götzen oder welches höhere Prinzip er verehrt, *natürlicherweise* Christ sei und deshalb erlöst werde.

Freilich muß jeder, so tolerant er auch gegenüber den Meinungen anderer sein mag, zumindest über die grundlegenden Fragen seine eigenen Meinungen äußern. Und so lege ich nun, als Ergänzung und Korrektur von *Semiotik*, meine gegenwärtigen Vorstellungen über

einige Punkte dar, die ich damals noch offen gelassen hatte. Im ersten Teil von *Semiotik* (damit kommen wir zum zweiten Grund) ging ich von einem Problem aus: Gibt es, Peirceisch ausgedrückt, ein *dynamisches Objekt*, so erkennen wir es nur vermittelt eines *unmittelbaren Objekts*. Beim Umgang mit Zeichen beziehen wir uns auf das *dynamische Objekt* als *terminus ad quem* der Semiose. Im zweiten Teil, der sich mit den Modi der Zeichenerzeugung befaßte, setzte ich dagegen voraus (auch wenn ich es nicht ausdrücklich erklärte), daß uns, wenn wir sprechen (bzw. Zeichen, gleich welchen Typs, aussenden), ein Etwas zum Sprechen drängt. Und damit stellte sich das Problem des *dynamischen Objekts* als *terminus a quo*. Daß ich mich zuerst mit dem Problem des *dynamischen Objekts* als *terminus ad quem* befaßte, hat in der Folgezeit meine Interessen bestimmt. Es ließ mich die Semiose als Abfolge von Interpretanten auffassen und die Interpretanten als gemeinschaftliches, öffentliches, beobachtbares Produkt, die sich im Lauf der kulturellen Prozesse ablagern, auch wenn man keinen menschlichen Geist annimmt, der sie empfängt, verwendet und weiterentwickelt. Und daraus leitet sich ab, was ich über das Problem des Signifikats, des Textes und der Intertextualität, der Narrativität, der Interpretation und ihrer Grenzen geschrieben habe. Doch gerade das Problem der Grenzen der Interpretation ließ mich darüber nachdenken, ob diese Grenzen nur kultu-
rell, textbedingt sind, oder ob sie in einer tieferen Schicht liegen. Und das erklärt, weshalb der erste dieser Aufsätze vom Sein handelt. Das ist kein Allmachtswahn, sondern Berufspflicht. Wie man sehen wird, spreche ich nur insoweit über das Sein, als mir scheint, daß das, was ist, unserer Freiheit des Wortes Grenzen setzt. Wenn man ein Subjekt annimmt, das zu begreifen versucht, was es erfährt (und das Objekt - das ja das Ding an sich ist - zum *terminus a quo* wird), kommt, noch ehe sich die Kette der Interpretanten bildet, ein Prozeß der Interpretation der Welt ins Spiel, der, vor allem bei neuen und unbekanntem Objekten (wie es das Schnabeltier Ende des achtzehnten Jahrhunderts war), eine aus Versuchen und Abweisungen bestehende "aurorale" Form annimmt, die aber bereits reale Semiose ist, die die praestablierten kulturellen Systeme in Frage stellen wird. Jedesmal, wenn ich daran dachte, *Semiotik* neu zu schreiben, habe ich mich daher gefragt, ob ich nicht mit dem zweiten

Teil beginnen sollte. Die Gründe dafür müßten beim Lesen der folgenden Aufsätze deutlich werden. Daß es sich um einzelne Aufsätze handelt, um vagabundierende Explorationen unter verschiedenen Gesichtspunkten, zeigt, daß mir - im Drang, das Buch systematisch auf den Kopf zu stellen - klar geworden ist, daß ich nicht fähig war, ein neues System aufzubauen (was einer allein vielleicht gar nicht kann). So habe ich aus Vorsicht beschlossen, von der Gartenarchitektur zum Gärtnern überzugehen, und mich, statt Versailles zu entwerfen, damit begnügt, einige, nur durch festgetretene Wege verbundene Beete umzugraben - mit dem Verdacht, daß sich rings umher ein romantischer englischer Park ausbreitet.

Und wo habe ich nun meine Beete angelegt? Ich beschloß (anstatt mit tausend anderen zu streiten), gegen mich selber und die vielen Dinge, die ich vorher geschrieben hatte, zu streiten und mich zu korrigieren, wenn ich es für angebracht hielt; allerdings ohne mich *in toto* zu verleugnen, denn Gedanken und Vorstellungen verhalten sich stets wie die Flecken im Leopardenfell, sie verändern sich nie insgesamt und von einem Tag auf den anderen. Sollte ich zusammenfassend den Kern der Probleme angeben, den ich umkreist habe, so würde ich von den Umrissen einer kognitiven Semantik sprechen (die sowohl mit der wahrheitsfunktionalen als auch mit der strukturalistisch-lexikalischen zweifellos wenig zu tun hat, auch wenn sie versucht, aus beiden Themen und Anregungen zu übernehmen), die auf der Vorstellung beruht, daß sowohl unsere kognitiven Schemata als auch das Signifikat und die Bezugnahme Gegenstände von Vereinbarung sind - eine Position, die kohärent ist mit meinen früheren Versuchen, eine Theorie des Inhalts zu erarbeiten, bei der Semantik und Pragmatik verschmelzen. Dabei versuche ich, eine sehr "kulturelle" Auffassung der Semioseprozesse damit in Einklang zu bringen, daß es (ganz gleich welches Gewicht unsere Kultursysteme haben) im Kontinuum der Erfahrung etwas gibt, das unseren Interpretationen Grenzen setzt, weshalb ich - wenn ich keine Scheu vor großen Worten hätte - sagen würde, daß der Streit zwischen *innerem Realismus* und *äußerem Realismus* dazu neigt, in einem Konzept eines *Vereinbarungsrealismus* zur Ruhe zu kommen.